

WILLIAM NICHOLSON
Eine Liebe in Edenfield



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Während des Zweiten Weltkriegs lernt die lebenslustige Kitty zwei sehr unterschiedliche Männer kennen: Ed Avenell, einen charismatischen, aber von inneren Dämonen besessenen jungen Soldaten, und dessen besten Freund, den kunstsinnigen Larry Cornford. Beide verlieben sich in Kitty, die ihr Herz an Ed verliert. Die beiden heiraten, kurz bevor Ed und Larry in das besetzte Frankreich geschickt werden, wo Ed bei der Landungsoperation bei Dieppe in Gefangenschaft gerät. Als er 1945 schließlich nach England und zu Kitty zurückkehrt, ist er verschlossener und unglücklicher denn je. In dieser schwierigen Situation versucht Larry, als guter Freund für Kitty da zu sein. Doch schon bald flieht er vor seinen Gefühlen für sie nach London. Vergessen aber kann er sie nicht ...

»Die Sehnsucht nach großen Gefühlen und Tiefgründigkeit, die man heute im Kino sucht, entspricht für William Nicholson jener Sehnsucht, die Autoren wie Dickens und Tolstoi einst mit ihren Romanen erfüllten. Heute allerdings gäbe es eine eigentümliche Kluft zwischen hoher Literatur und wahren Emotionen. Die Bemühung, diese zu überwinden, macht Nicholson zu einem Außenseiter im Literaturbetrieb.« *The Times*

Weitere Informationen zu William Nicholson
sowie zu lieferbaren Titeln des Autors
finden Sie am Ende des Buches.

William Nicholson

Eine Liebe
in Edenfield

Roman

Aus dem Englischen
von Marie-Luise Bezenberger

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2013
unter dem Titel »Motherland« bei Quercus, London.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House fsc® N001967
Das fsc®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

i. Auflage
Deutsche Erstveröffentlichung 2013
Copyright © der Originalausgabe 2013
by William Nicholson
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagfoto: Picture Press/Lisa O'Dwyer;
Trevillion Images/© Joan Kocak
Redaktion: Martina Klüver
AB · Herstellung: Str.
Satz: omnisatz GmbH, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-47974-0
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz:



Für Virginia

Unsere Eltern haben vor uns geliebt und ihre Eltern vor ihnen. Nach allem, was wir wissen, wird uns die Art, wie wir lieben, genauso in die Wiege gelegt wie unsere Augenfarbe. Die Freude, die wir empfinden, ist schon früher empfunden worden; die Fehler, die wir machen, sind bereits begangen worden. Wir tragen in uns die Hoffnungen und Ängste der Generationen, die uns geformt haben. Dies ist das unbekannte Mutterland, von dem wir stets fliehen und dem wir uns doch unweigerlich verbunden fühlen.

PROLOG

2012

Alice Dickinson sitzt auf dem Rücksitz des Peugeot, obwohl sie lieber vorn sitzen und zusehen würde, wie die Obstgärten der Normandie vorüberziehen. Der Fahrer, ein stämmiger Mann mittleren Alters mit traurigen Augen, hat an der Föhre gewartet, ein Schild mit ihrem Namen in der Hand. Ihr unbeholfenes Schulfranzösisch ist auf Unverständnis gestoßen. Jetzt hockt er mit hängenden Schultern über dem Lenkrad, tippt mit einem Finger irgendeinen inneren Rhythmus und brütet über irgendein geheimes Ungemach. Seine Rolle ist ihr vollkommen unklar. Er könnte ein Angestellter sein, er könnte zur Familie gehören. Er fährt sie zu der Großmutter, der sie noch nie zuvor begegnet ist. Zu einer Frau namens Pamela Avenell, die vor zehn Tagen noch nicht einmal wusste, dass es Alice gibt.

Das Auto biegt von der Hauptstraße auf eine kleinere Nebenstraße ab, die am Ostufer der Varenne verläuft. Jetzt weichen die Wohnstraßen und die Häuser mit den steilen Dächern alten Buchenhainen; die Blätter staubig in der prallen Augustsonne. Der späte, heiße Sommer macht Alice zu schaffen. Das hier ist ein Wetter, um mit seinem Liebsten im hohen Gras zu liegen, nicht die richtige Jahreszeit, um eine Beziehung zu beenden.

Man führt das Leben, das zu leben man beschließt. Es sollte einfach sein, ist es aber nicht. Das Liebesleben ihrer Mutter zum Beispiel. Sie war gerade so alt wie Alice jetzt, dreiundzwanzig, als sie eine Affäre mit einem Mann hatte, der sie nicht geliebt hat oder jedenfalls nicht genug, um ihr Baby haben zu wollen. »Lass es abtreiben«, hat er zu ihr gesagt. »Ich bezahl's.«

Mein Vater Guy Caulder, der Bastard. Und ich, die Nicht-abtreibung. Der wahre Bastard, um genau zu sein.

Das Eigenartige ist, sie hasst ihren Vater nicht. Eine Zeitlang hat sie gedacht, sie würde ihn verachten; das ist etwas anderes. Guy ist ansehnlich, egoistisch, schamlos. Er hat in ihrem Leben keine Rolle gespielt: Er war kein Geheimnis, aber auch keine richtige Person. Eine Idee, ein paar Anekdoten und ein genetisches Vermächtnis.

Das ist es, was einen am Ende kriegt. Das ist es, was einen einfängt. Eines Tages wacht man auf und denkt: Die Hälfte von mir stammt von ihm. Und wenn ich ihm jetzt doch nachschlage? Da fängt man dann an, mehr wissen zu wollen.

»Warum bist du so ein Drecksack, Guy?«

Sie stellt die Frage ohne Bitterkeit, und er nimmt sie ihr nicht übel. Er hat sie zum Mittagessen eingeladen in eines der Restaurants in der Charlotte Street, in denen er öfter isst; dieses hier heißt Mennula, ein schicker Sizilianer.

»Aus dem üblichen Grund«, antwortet er. »Meine Mutter wollte mich nicht.«

Na klar. Gib der Mutter die Schuld. Der Vater kann sich verpissen, und keiner schert sich darum, aber die allzeit nährenden Mutter darf niemals aufhören zu geben. Sie bringt das Kind zur Welt, gibt ihm die Brust, liebt es bedingungslos.

So reicht es also zurück, noch eine Generation weiter zurück.

Alice hat Guy in ihrem Leben so wenig zu Gesicht bekommen, dass sie überhaupt nichts über seine Familie weiß. Jetzt fängt sie an, sich dafür zu interessieren.

»Wieso hat deine Mutter dich nicht gewollt?«

»Ach«, meint Guy, als hätte er schon vor langer Zeit das Interesse an alledem verloren, »meine Mutter hat den falschen Mann geheiratet, wie das eben so passiert. Wahrscheinlich weil ihre Mutter den Falschen geheiratet hat. Du siehst also, in unserer Familie wiederholen sich die Fehler bis hin zu dir.«

In unserer Familie wiederholen sich die Fehler bis hin zu dir. Schönen Dank auch.

»Lebt sie noch?«

»Oh Gott, ja. Und wie. Sie ist ja erst siebzig, nicht dass man's ihr ansehen würde. Immer noch eine sehr attraktive Frau. Setzt immer noch ihren Willen durch. Allerdings hab ich sie schon seit Jahren nicht mehr gesehen.«

»Wieso denn nicht?«

»So ist es besser für uns beide.«

Mehr als das will er nicht sagen.

Diese Geschichte von einer Kette unglücklicher Ehen lässt Alice nicht los. Sie sagt Guy, dass sie diese Frau kennenlernen will, die *ihren Willen durchsetzt*.

»Sie hat keine Ahnung, dass du überhaupt existierst«, antwortet Guy.

»Hättest du etwas dagegen?«

Darüber muss er nachdenken. Aber natürlich bleibt ihm eigentlich gar keine andere Wahl.

»Das Einzige, was ich habe, ist eine Adresse«, sagt er. »In der Normandie.«

Der Peugeot hat keine Klimaanlage, doch der Fahrer mit den traurigen Augen hat sein Fenster weit offen, und der Fahrtwind zerzaust Alice' Haar. Sie hat ihre Kleidung für diese Reise sorgfältig gewählt, wollte schick aussehen, ohne bei ihrer Großmutter Eindruck zu schinden. Sie trägt modische Jeans und ein hellbeiges Leinenjackett. Ihr bescheidenes Gepäck besteht aus einer Stofftasche, auf der ein Caillebotte-Gemälde von Paris an einem Regentag aufgedruckt ist. Irgendwie hat sie das Gefühl, dass Pamela Avenell modebewusst ist.

Die Buchen schirmen die Straße jetzt zu beiden Seiten ab. Sie kommen an einem Wegweiser vorbei, der nach rechts zeigt, Richtung Saint-Hellier und Cressy. Der Fahrer dreht sich halb zu ihr um.

»Après Bellencombre nous plongeons dans la forêt.«

Wir tauchen in den Wald ein.

Die Bäume stehen recht weit auseinander, aber sie ziehen sich hin, so weit das Auge reicht. Säulen aus Licht und Schatten bilden wabernde Alleen, die im Vorüberziehen auftauchen und wieder verschwinden. Warum sollte jemand in einem Wald wohnen wollen?

Doch jetzt weichen die Bäume zurück, und das helle Nachmittagslicht ergießt sich über eine breite Lichtung am Straßenrand. Sie biegen von der Straße ab und holpern über einen Feldweg, der eine sanfte Anhöhe hinaufklimmt. Und dort, ganz oben auf dem Hügel, mit einer gewaltigen Aussicht auf den Wald, steht La Grande Heuze: ein herrschaftliches Haus mit steilem Dach und zahlreichen Giebeln. Eng beieinanderstehende graue Holzbalken gliedern die cremefarbenen Mauern.

Der Peugeot rollt vor der Veranda aus, die dicht von Clematis überwuchert ist. Der Fahrer bleibt sitzen.

»Voilà«, sagt er. »Vous trouvez Madame dedans.«

Alice steigt aus, und der Wagen fährt davon, ums Haus herum zur Rückseite des Anwesens. Ein Golden Retriever erscheint und bellt sie pro forma einmal schläfrig an.

Die Haustür steht offen. Eine Klingel gibt es nicht.

Sie klopft, dann verlegt sie sich aufs Rufen.

»Hallo? Mrs Avenell?«

Vor sich sieht sie am Ende eines breiten dunklen Flurs eine Tür, durch die helles Tageslicht scheint. Der einzige Hinweis auf Leben ist der Hund, der über den Flur getappt und in dem Zimmer dort hinten verschwunden ist.

»Hallo?«, ruft Alice noch einmal. »Jemand zu Hause?«

Immer noch keine Antwort. Sie folgt dem Hund und betritt ein langes Zimmer mit zwei Terrassentüren, die auf einen Garten hinausgehen. Die Türen stehen offen. Der Hund liegt draußen auf der Terrasse in der Sonne.

Alice geht auf die Terrasse hinaus und sieht, dass auf der anderen Seite der Rasenfläche der Buchenwald von Neuem beginnt. Wo ist ihre Großmutter? Sie hat das ungute Gefühl, dass sie sie vielleicht gerade beobachtet, jetzt, in diesem Moment. Und damit geht ein neuer Gedanke einher: Was ist, wenn ihre Großmutter sie nicht leiden kann? Auf diesen Gedanken ist Alice bisher gar nicht gekommen. Ihr wird klar, dass sie sich unbewusst als Überraschungsgeschenk betrachtet hat. *Schau mal. Eine richtige Enkelin!* Aber genau wie Guy nie eine Tochter gewollt hatte, wollte vielleicht auch ihre Großmutter niemals eine Enkeltochter.

Sie kommt nicht unangemeldet. Es hat einen Briefwechsel gegeben. Aber die schriftliche Einladung ihrer Großmutter war nicht gerade überschwänglich. Neugierig, das schon, doch zugleich wachsam, kühl.

Sie geht über den Rasen, um einen Blick in die Baumreihen zu werfen, als lauere dort ein Geheimnis so wie in den Märchen ihrer Kindheit. Es gibt keine Mauer und keinen Zaun. Der Garten ist eine Lichtung im Wald. Würde man ihn ein paar Jahre vernachlässigen, würden die hohen Buchen bis zu den Stufen des alten Hauses vorrücken und sich wie Gitterstäbe gegen Fenster und Türen schmiegen. Und doch macht ihr das keine Angst. Dies hier ist kein gemarterter Alptraumwald. Buchenalleen bilden lichtgesprenkelte, gezähmte Räume, eine Zimmerflucht, die immer weitergeht. Hier könnte man verwildern und sicher und geborgen sein.

Als sie sich umdreht, sieht sie eine Gestalt in der offenen Terrassentür stehen. Sie ist schlank, mit kurz geschnittenem silbernem Haar und glatter, leicht gebräunter Haut. Eine lange weiße Bluse hängt locker über den Jeans. Die Arme in einer Willkommensgeste erhoben.

»Du bist da! Wie schön!«

Große braune Augen sehen zu, wie Alice über den Rasen auf

sie zukommt. Leuchtende Augen, die voller Aufmerksamkeit sind, die alles wissen wollen. Hier wird nichts zurückgehalten.

»Liebes!«, sagt sie. »Wieso hat das so lange gedauert?«

Eine unerwartete Woge des Glücks flutet über Alice hinweg. Diese silberhaarige Frau, diese nie gekannte Großmutter, ist ganz einfach wunderschön. Alice, die niemals schön gewesen ist, sieht in ihr sofort sich selbst, so wie sie hätte sein können; sich selbst, wie sie vielleicht eines Tages sein könnte.

Pamela Avenell nimmt Alice' beide Hände in die ihren und betrachtet die junge Frau mit staunender Hingabe. Unter diesem Blick kommt sich Alice vor wie etwas unendlich Kostbares.

»Du hast meine Augen.«

»Wirklich?«, sagt Alice.

»Natürlich. Das hab ich sofort gesehen.«

»Ich kann's kaum fassen«, stammelt Alice. »Du siehst umwerfend aus. Wie komme ich nur zu so einer Großmutter?«

»Ich bin neunundsechzig, Liebling«, meint Pamela. »Aber erzähl das ja keiner Menschenseele.«

»Ich fasse es einfach nicht«, sagt Alice noch einmal.

Wie zwei Trottel stehen sie da, halten sich an den Händen und grinsen einander an, schauen und schauen. Alice weiß nicht, wieso sie das so glücklich macht, und sie stellt sich diese Frage auch nicht.

»Komm ins Haus«, sagt Pamela. »Wir trinken etwas und können uns in Ruhe unterhalten. Draußen ist es viel zu heiß.«

Drinne ruft sie »Gustave!«, und der Fahrer erscheint aus einem Zimmer im Innern des Hauses. Rasch redet sie in ausgezeichnetem Französisch auf ihn ein und berührt ganz leicht seinen Arm, ehe er geht, um ihre Anweisungen auszuführen.

»Gustave ist ein Engel«, sagt sie. »Ich weiß gar nicht, wie ich früher ohne ihn zurechtgekommen bin.«

Sie setzen sich, und ihre großen braunen Augen sind wieder fest auf Alice gerichtet.

»Du bist also meine Enkelin«, sagt sie. »Wie grausam und gemein von Guy, dich vor mir zu verstecken.«

»Er hat mich vor sich selbst versteckt«, entgegnet Alice. »Er hat mich nie gewollt. Ich war ein Unfall.«

»Er hat dich nie gewollt.« Ihr Blick dringt immer tiefer in Alice vor, vorbei an all ihren Verteidigungswällen. »Oh, mein Liebes, das kenne ich gut.«

»Ich mache ihm keine Vorwürfe. Meine Mutter sagt, das Ganze war allein ihre Entscheidung.«

»Nein, man gewinnt nichts dabei, anderen Menschen Vorwürfe zu machen. Aber das hält uns nicht davon ab, es doch zu tun.«

Gustave kommt mit einem Getränketablett wieder herein. Er stellt es auf den niedrigen Tisch zwischen ihnen. Eine Flasche Noilly Pratt, zwei Gläser, ein Teller mit Keksen.

»Gekühlter Wermut«, verkündet Pamela und schenkt eine goldene Flüssigkeit in die Gläser. »Genau das Richtige an einem heißen Tag.«

Sie dankt Gustave mit einem raschen Lächeln, und er verschwindet wieder. Alice nimmt ihr Glas zur Hand.

»Auf die Unfälle«, sagt Pamela.

Sie trägt kein Make-up, denkt Alice. Ihr Haar ist nicht gefärbt. Wie kann sie fast siebzig und trotzdem so schön sein?

»Ich verstehe nicht, wieso Guy mir nicht schon früher von dir erzählt hat«, sagt Alice. »Er kann doch eigentlich stolz auf dich sein.«

»Ach, nun ja. Das reicht alles sehr weit zurück. Aber lass uns nicht über mich reden. Ich will alles über dich wissen.«

Unter dem betörenden Blick ihrer Großmutter schildert Alice ihr bisheriges Leben. Wie eine Liebesgeschichte manchmal ohne besonderen Grund endet außer dem, dass man jung ist und noch so viel über sich selbst herausfinden muss. Wie man auseinanderdriftet und es erst merkt, wenn der Abstand

zwischen einem selbst und dem anderen zu groß geworden ist. Wie sich herausstellt, dass die alten Fragen, von denen man gedacht hat, sie seien weg, die ganze Zeit gewartet haben, so unbeantwortbar wie eh und je. Was will ich wirklich? Wer bin ich, wenn ich ganz ich bin? Wenn ich wieder einen Menschen liebe, tue ich das dann von ganzem Herzen?

Sie hört sich sagen: »Wenn ich bei ihm bleibe, werde ich ein kleinerer Mensch sein, als ich sein kann. Das weiß ich.«

»Wie klug du bist, mein Liebling«, meint Pamela. »Ich wollte, ich hätte das in deinem Alter gewusst. Wie alt bist du? Einundzwanzig?«

»Dreiundzwanzig.«

»Mit dreiundzwanzig hatte ich einen Mann und ein Baby.«

Der Mann war Alice' Großvater. Sein Name war Hugo Caulder. So viel weiß Alice. Das Baby war Guy. Das Baby ist Guy.

»Guy hat was davon gesagt, dass du den Falschen geheiratet hättest.«

»Ja, hab ich auch. Ehrlich gesagt habe ich das dreimal getan. Man sollte doch meinen, ich hätte etwas gelernt.«

»Ich möchte etwas lernen«, sagt Alice.

»Aber nicht von mir.« Pamela lacht. »Es sei denn, du tust das Gegenteil von dem, was ich getan habe.«

»Ich möchte wissen, wer ich bin. Manches von mir stammt von Guy. Und manches von ihm stammt von dir.«

»Da hast du wohl recht«, antwortet Pamela. »Es ist aber alles ziemlich niederschmetternd, nicht wahr? Man sieht die Muster deutlicher, wenn man älter wird.«

»Guy meint, in seiner Familie wiederholen sich die Fehler bis hin zu mir.«

»Ach ja? Was ist er doch für ein kleines Aas. Ich wette, von der einen wahren Liebe hat er dir nichts erzählt.«

Die wahre Liebe. Wie das Einhorn ist sie: wunderschön, unmöglich, lange gesucht, aber nie gefunden.

»Ist das deine Geschichte?«

»Meine? Nein, es ist ganz bestimmt nicht meine.« Sie füllt ihre Gläser erneut mit Wermut. »Es ist die Geschichte meiner Mutter. Deiner Urgroßmutter.«

Dann hebt sie das Glas, so wie sie es vorhin getan hat.

»Auf die Mütter«, sagt sie.

»Und die Großmütter«, fügt Alice hinzu.

Beide trinken. Alice spürt, wie der Wermut sie von innen wärmt.

»Ich habe meine Mutter vergöttert«, sagt Pamela. »Du kannst dir nicht vorstellen, wie sehr ich sie geliebt habe. Später habe ich sie dann beneidet. Ich wollte so geliebt werden, wie sie geliebt wurde. Findest du nicht auch, das Schlimme an Liebesgeschichten ist, dass sie einen traurig machen? Man will auch dieses Glück haben, ganz für sich allein. Man sucht die ganze Zeit danach, und man findet es nicht.«

»Aber deine Mutter hat es gefunden.«

»Ja, das stimmt.«

Sie steht auf und nimmt ein gerahmtes Foto von der Wand. Der Rahmen ist viel zu mächtig für das Bild; es ist ein Schnappschuss von drei jungen Leuten: eine Frau zwischen zwei Männern. Die Frau ist jung und hübsch auf die ganz leicht künstliche Art der Vierzigerjahre. Die Männer schauen mit jenem unbeirrbaren Selbstvertrauen in die Kamera, das einem heute irgendwie das Herz bricht, wenn man es sieht: Jungen, die glauben, sie seien Männer. Einer von ihnen, der Gutaussehende, lächelt nicht. Der andere schon.

»Das ist meine Mutter«, sagt Pamela. »Sie hieß Kitty. Das ist mein Vater, Ed Avenell. Und das ist der beste Freund meines Vaters, Larry Cornford.«

»Deine Mutter war sehr hübsch«, bemerkt Alice.

»Deine Urgroßmutter. Und hat mein Vater nicht toll ausgesehen?«

»Oh ja.«

»Er hat das Victoria-Kreuz verliehen bekommen.«

»Wofür denn?«

»Erzähle ich dir gleich. Und was hältst du von Larry?«

Eingehend betrachtet Alice das freundliche, lächelnde Gesicht auf dem Foto.

»Er sieht nett aus«, sagt sie.

»Nett. Der arme liebe Larry. Wie schrecklich hätte er das gefunden.«

TEIL I
KRIEG
1942-45

I. KAPITEL

Die Dienstwagen stehen neben dem Häuschen der Küstenwache, dicht am Rand der Klippe. Es nieselt stetig, und die Sicht ist schlecht. Ein paar Offiziere stehen in nass glänzenden Mänteln und mit erhobenen Feldstechern da und verfolgen das Treiben unten am Strand.

»Mal wieder ein verdammtes Durcheinander, wie üblich«, bemerkt der Brigadegeneral.

»Besser als beim letzten Mal«, meint Parrish. »Wenigstens haben sie den Strand gefunden.«

Sieben Landungsboote schaukeln auf dem grauen Wasser der Bucht, während Männer der 8. Kanadischen Infanteriebrigade mühsam ans Ufer waten. Jeder trägt eine aufgeblasene »Mae West«, eine Schwimmweste, sowie ein Gewehr und volle Kampfausrüstung. Langsam schieben sie sich durchs Wasser, verschwommene Schemen im Regen wie Träumer, die immer weiter und weiter ausschreiten, aber niemals ankommen.

Den Beobachtern auf der Klippe bietet sich eine Aussicht, so durch und durch englisch, dass es an eine Parodie grenzt. Ein Fluss windet sich durch grüne Wiesen zu einem Kiesstrand hinunter, eingerahmt von einer Reihe buckliger weißer Klippen, die sich immer weiter in die Ferne hinziehen. Sie sind als die Seven Sisters bekannt. Heute sind gerade mal zwei der Sisters zu sehen. Die Verteidigungsanlagen des Strandes bestehen aus Panzersperren aus Beton, Rohrgerüsten und langen Stacheldrahtrollen. Kleine Donnerschläge explodieren zwischen den Kieseln, völlig beliebig und zu keinem erkennbaren Zweck.

Das Knallen steigt nach oben zu den Offizieren mit den Feldstechern.

Eines der Landungsboote hat seine Maschinen draußen im tiefen Wasser gestoppt. Man kann sehen, wie die winzigen Gestalten an Bord eine nach der anderen von der Rampe springen. Parrish liest die Identifikationsnummer des Bootes durch sein Fernglas.

»ALC85. Warum haben die gestoppt?«

»Versenkt«, antwortet Colonel Jevons, der das Manöver geplant hat. »Weiter draußen, als ich vorhatte. Trotzdem, die sollten eigentlich alle oben bleiben.«

»Ein paar Sechs-Zoll-Haubitzen«, sagt der Brigadegeneral, »und nicht ein Mann würde es lebend ans Ufer schaffen.«

»Ah, aber der Stoßtrupp, den sie vorausgeschickt haben, hat uns die Kehlen durchgeschnitten«, wendet Jevons ein.

Hinter den Offizieren suchen die beiden Fahrerinnen Schutz am Heck des Fernmeldelastwagens. Der Sergeant der Fernmeldetruppe, Bill Carrier, ist in der ungewohnten Lage, sich einer Überzahl von Frauen gegenüberzusehen. Wenn ein paar von den anderen Jungs von seiner Einheit hier wären, dann wüsste er, wie er mit diesen beiden Engländerinnen herumalbern müsste, so ganz allein jedoch, auf unsicherem Terrain, ist er schüchtern.

»Jetzt schaut euch das an«, sagt die Hübschere. »Ihr müsst doch zugeben, das ist ein Witz.«

Sie lacht, und dabei schüttelt sich ihr ganzer Körper, als habe die Absurdität der Welt sich ihrer bemächtigt. Sie hat lockiges braunes Haar, das fast bis zum Kragen reicht, braune Augen mit kräftigen Brauen und einen breiten Lächelmund.

»Beachten Sie Kitty gar nicht«, sagt die andere. Sie ist blond und attraktiv und spricht mit kaum geöffneten Lippen im amüsierten Tonfall der Oberschicht. »Kitty ist vollkommen verrückt.«

»Total übergeschnappt«, bestätigt diese.

Der Regen wird stärker. Die beiden Fahrerinnen in ihren braunen Uniformen drängen sich in den Schutz des erhöhten Lastwagenhecks.

»Großer Gott, für eine Tasse Tee könnte ich glatt einen Mord begehen«, sagt die Blonde. »Wie lange noch, oh Herr?«

»Louisa wollte eigentlich Nonne werden«, erklärt Kitty. »Sie ist ungeheuer fromm.«

»Den Teufel bin ich«, verwarht sich Louisa.

»Tut mir leid«, sagt der Sergeant. »Wir sind immer noch auf Gefechtsstationen.«

»Ist doch bloß ein Manöver«, meint Kitty.

»Mein ganzes Leben ist bloß ein Manöver«, sagt Louisa. »Wann wird es endlich ernst für uns?«

»Da bin ich ganz Ihrer Meinung«, brummt der Sergeant. »Ich und die Jungs drehen allmählich durch.«

»Alles, was ihr Kanadier wollt, ist kämpfen«, bemerkt Kitty und lächelt ihm zu.

»Deswegen sind wir ja rübergekommen«, entgegnet der Sergeant. »Vor mittlerweile zwei gottverdammten Jahren.«

»Ah, aber verstehen Sie doch«, erwidert Kitty mit gespielter Ernst und gibt sich Mühe, nicht zu lachen, »davon redet Louisa doch gar nicht. Sie redet vom Heiraten.«

»Kitty!« Louisa boxt ihre Freundin, so dass diese sich lachend vornüberkrümmt. »Du bist so eine Plaudertasche!«

»Ist doch nichts verkehrt daran, heiraten zu wollen«, meint der Sergeant. »Ich möchte auch heiraten.«

»Siehst du!«, sagt Kitty zu Louisa. »Du kannst ja den Sergeant heiraten und nach Kanada ziehen und jede Menge gesunde, stramme kanadische Babys kriegen.«

»Ich hab ein Mädchen in Winnipeg«, sagt der Sergeant. Ingeheim denkt er, dass er ihr für Kitty sofort den Laufpass geben würde, nicht aber für Louisa.

»Na, jedenfalls«, fährt Kitty fort, »Louisa ist ungeheuer fein und darf nur jemanden heiraten, der in Eton war und Ländereien besitzt, auf denen es Moorrühner gibt. Waren Sie in Eton, Sergeant?«

»Nein«, sagt der Sergeant.

»Besitzen Sie ein Moorrühn-Moor?«

»Nein.«

»Dann kann Ihrem Mädchen in Winnipeg nichts passieren.«

»Du bist wirklich total verrückt«, stellt Louisa fest. »Glauben Sie ihr kein Wort, Sergeant. Es wäre mir eine Ehre, einen Kanadier zu heiraten. Ich nehme doch an, bei Ihnen gibt es Ländereien mit Elchen.«

»Klar«, spielt Billy Carrier nachsichtig mit. »Wir jagen andauernd Elche.«

»Heißt es nicht ›Elchkühe?‹«, fragt Kitty.

»Denen ist es ziemlich egal, wie man sie nennt«, antwortet der Sergeant.

»Wie süß von ihnen«, stellt Kitty fest. »Was für nette Elchkühe.«

Sie schenkt dem Sergeant ein so hinreißendes Lächeln, bekommt winzige Fältchen in den Augenwinkeln, dass er sie am liebsten hier und jetzt in die Arme nehmen würde.

»Hör auf.« Louisa gibt Kitty einen Klaps auf den Arm. »Mach dich nicht über ihn lustig.«

Eine Schiffssirene ertönt von der Bucht her, ein langer, kummervoller Ton. Das ist das Signal für die Männer am Strand, wieder an Bord zu gehen.

Die beiden jungen Frauen erheben sich. Die Offiziere auf der Klippe haben sich in Bewegung gesetzt, sie unterhalten sich beim Gehen und drängen sich im Regen eng zusammen.

»Wie heißt ihr beiden überhaupt?«, will der Sergeant wissen.

»Ich bin Lance Corporal Teale«, sagt Kitty. »Und das ist Lance Corporal Cavendish.«

»Ich heiße Bill«, sagt der Sergeant. »Dann vielleicht bis irgendwann mal.«

Sie streben auf ihre verschiedenen Fahrzeuge zu. Kitty nimmt neben der Tür des Dienstwagens des Brigadegenerals Haltung an.

»Fahren Sie mit mir, Johnny«, sagt dieser zu Captain Parrish.

Die Offiziere steigen ein. Kitty nimmt ihren Platz hinter dem Lenkrad ein.

»Zurück zum Hauptquartier«, befiehlt der Brigadegeneral.

Kitty Teale fhrt gern Auto. Ingeheim betrachtet sie den großen beigefarbenen Humber Super Snipe als ihren Privatbesitz. Sie hat gelernt, seinen knurrigen Motor in kalten Morgenstunden zu einem geschmeidigen Brummen aufzupppeln, und es macht ihr Freude, auf jedem Straßenabschnitt genau den richtigen Gang einzulegen, so dass der Wagen sich niemals schwertut. Die einfacheren Wartungsarbeiten übernimmt sie selbst, wacht mit geradezu mütterlicher Fürsorge über Ölstand und Reifendruck. Außerdem wäscht sie das Auto in den langen Stunden, die sie im Hauptquartier auf den nächsten Einsatz wartet.

Heute ärgert sie sich über den Regen, während sie durch die kleinen Ortschaften Seaford und Newhaven fahren, weil sie weiß, dass er überall einen Schmutzfilm hinterlassen wird. Wenigstens steckt sie nicht in einem Konvoi hinter einem Armee-lastwagen fest und muss die Schlamm-spritzer der großen Hinterreifen ertragen. Louisa, die ihr in dem Ford folgt, kriegt bestimmt einiges von ihr ab. Aber Louisa schert das nicht. »Das ist doch kein Haustier«, sagt sie immer zu Kitty. »Das Ding hat doch keine Gefühle.«

Für Kitty hat alles Gefühle. Menschen und Tiere, natürlich. Aber auch Maschinen und sogar Möbel. Sie ist dem Stuhl, auf dem sie sitzt, dankbar dafür, dass er ihr Gewicht trägt, und dem Messer in ihrer Hand dafür, dass es ihr Brot schneidet. Ihr

kommt es vor, als hätten sie ihr einen Freundschaftsdienst erwiesen, und sei es nur, um sie glücklich zu machen. Ihre Dankbarkeit ist der Tribut, den sie als hübsches junges Mädchen für die Freundlichkeit Fremder zahlt. Sie ist in dem Glauben erzogen worden, dass es falsch ist, sich selbst für anziehend zu halten, und versucht deshalb, denen, die ihr gefallen wollen, im Gegenzug ihrerseits eine Freude zu machen. Das führt häufig zu Missverständnissen. Unfähig zu kränken, gibt sie immer und immer wieder zu falschen Hoffnungen Anlass. Ein junger Marinesoldat betrachtet sie quasi als seine Freundin nach zwei Treffen und einem Tanz. Es stimmt, sie haben sich geküsst, aber sie hat davor auch schon andere Jungen geküsst. Jetzt hat er ihr einen leidenschaftlichen Brief geschrieben und sie gebeten, sich diesen Freitag in London mit ihm zu treffen, wenn er vierundzwanzig Stunden Landurlaub hat.

Die Offiziere auf dem Rücksitz reden über das bevorstehende große Schauspiel.

»Ich bete ja nur darum, dass die Flieger ihre Arbeit machen«, sagt der Brigadegeneral. »Ich will, dass diese Strände in Grund und Boden gebombt werden.«

»Haben wir einen aktuellen Wetterbericht?«, erkundigt sich Captain Parrish. »So können wir nichts ausrichten.«

Er deutet auf den Regen, der die Autofenster verschleiert.

»Bis morgen soll's aufklaren«, meint der Brigadegeneral. »Dann müssen wir auf den Mond warten. Ein paar Tage haben wir noch. Nicht dass mir irgendjemand irgendwas Konkretes sagen würde. Der verdammte Verbindungsoffizier weiß mehr als ich.«

Der Humber biegt von der Straße in die lange Auffahrt zum Edenfield Place ein, wo das Bataillon stationiert ist. Das große Herrenhaus im viktorianisch-gotischen Baustil taucht aus dem Nieselregen auf. Kitty lässt den Wagen vor der prunkvollen Veranda sanft ausrollen, und die Offiziere steigen aus. Hinter ihr

bringt Louisa den Ford geräuschvoller auf dem Kies zum Stehen.

»Danke, Corporal«, sagt der Brigadegeneral zu Kitty. »Das wäre für heute alles.«

»Jawohl, Sir. Danke, Sir.«

Er zeichnet ihren Dienstnachweis ab.

»Wenn Sie mal einen Moment Zeit haben, seien Sie nett zu unserem Freund George. Die Jungs haben ein bisschen in seinem Weinkeller gehaust, und er ist ziemlich niedergeschlagen.«

Der rechtmäßige Besitzer von Edenfield Place, George Holland, der zweite Lord Edenfield, hat sich entschieden, während dieser Phase der kriegsbedingten Beschlagnahmung weiter in dem Haus zu wohnen. Ganz im Sinne der Opferbereitschaft dieser Zeiten hat er drei bescheidene Zimmer bezogen, die früher vom Butler seines Vaters bewohnt wurden. George ist knapp dreißig, ein leiser, schüchterner Mann; um seine Gesundheit ist es nicht zum Besten bestellt.

»Ja, Sir«, sagt Kitty.

Sie fährt den Wagen in die Garage hinter dem Haus, gefolgt von Louisa in dem Ford. Zusammen gehen sie zum Motor Transport Office, um ihre Dienstnachweise einzureichen.

»Lust auf ein Glas im Lamb?«, erkundigt sich Louisa.

»Ich mach nur schnell den Wagen sauber«, sagt Kitty. »Wir treffen uns in einer halben Stunde in der Eingangshalle.«

Sie nimmt Eimer und Lappen und wischt die Kotflügel des Humber sauber, tätschelt dabei die Metallkarosserie. Dann füllt sie den Benzintank auf und macht den Wagen schließlich streng nach Vorschrift fahruntüchtig, indem sie den Verteilerläufer entfernt.

Ihr Weg führt sie den Säulengang des großen Hauses hinunter und quer durch die hohe Halle, vorbei am Orgelzimmer zur Treppe, die zu den Kinderzimmern führt. Das Zimmer, das sie sich mit Louisa teilt, ist im dritten Stock unter dem Dach,

früher war es das Kinderschlafzimmer. Im Gehen überlegt sie sich, wie sie das mit Stephen und Freitag am besten regeln soll. Sie könnte sagen, sie hat keine Reisescheine mehr, was auch stimmt, aber bisher ist sie immer per Anhalter gefahren. Und außerdem würde sie ihn gern sehen. Sie könnten in den 400 Club gehen und tanzen und den Krieg für eine Nacht vergessen. Da ist doch nichts dabei, oder?

In dem Kinderzimmer unter dem Dach setzt sich Kitty auf ihr Bett und rollt die Baumwollstrümpfe herunter, die zur Uniform gehören. Sie streckt die nackten Beine aus, wackelt mit den Zehen und genießt das Gefühl kühler Freiheit. Sie hat ein Paar Rayonstrümpfe, aber die werden nicht ewig halten, und sie hat nicht vor, sie für das Publikum im Lamb dranzugeben, das wäre Verschwendung. Freitag vielleicht, falls sie wirklich beschließt, in die Stadt zu fahren.

Sie seufzt, als sie sich die Lippen nachzieht. Es ist ja gut und schön, wenn die Jungs auf einen fliegen, aber warum wollen sie einen alle besitzen?

Louisa sagt, das kommt, weil sie zu viel lächelt. Doch was soll sie denn dagegen machen? Man darf doch wohl noch jemanden anlächeln, ohne ihn gleich zu heiraten, oder?

Im Motor Transport Training Centre Nr. 2 in North Wales war ein Mädchen in ihrem Alter gewesen, das behauptet hatte, es hätte es schon mit vier verschiedenen Männern gemacht. Das sei zehnmal besser als tanzen, hatte sie gesagt. Sie hat gemeint, der Trick bestünde darin, so zu tun, als sei man beschwipst, und dann hinterher zu sagen, man erinnere sich an gar nichts. Wenn man Glück hätte und einen Guten erwischte, sei es himmlisch, hatte sie gesagt, aber man könne von außen nie erkennen, welche gut wären.

Als sie die schmale nackte Stiege wieder hinuntergeht, begegnet Kitty George, der im ersten Stock herumlungert. Seit sie in Edenfield Place einquartiert worden ist, hat sie sich irgendwie

mit dem Hausherrn angefreundet, ungefähr so, wie man sich eines streunenden Hundes annimmt.

»Oh, hallo«, sagt er und blinzelt sie an. Anscheinend sieht er nicht besonders gut. »Lassen die Sie immer noch schuften?«

»Nein, jetzt hab ich frei«, antwortet Kitty. Dann fällt ihr die Bitte des Brigadegenerals wieder ein. »Das mit dem Wein tut mir wirklich leid.«

»Ach, der Wein«, sagt er. »Der ganze 38er Mersault ist weg. Ich habe gehört, sie haben ihn mit Gin gemischt.«

»Das ist ja furchtbar!« Kitty ist eher wegen des Gins schockiert als wegen des Diebstahls. »Die sollte man erschießen.«

»Na ja, vielleicht nicht gerade erschießen. Sie wissen doch, dass die Kanadier alle Freiwillige sind? Wir sollten ihnen dankbar sein. Und ich bin ja auch dankbar.«

»Ach George. Sie dürfen ruhig wütend sein.«

»Wirklich?«

Seine kurzsichtigen Augen blicken sie voll stummer Sehnsucht an.

»Sie haben es bestimmt nicht böse gemeint«, sagt Kitty. »Die sind wie Kinder, die wissen gar nicht, was für Schaden sie anrichten. Aber trotzdem. Sie bekommen das doch ersetzt, oder?«

»Ich denke, irgendetwas wird man mir schon bezahlen.« Und dann in plötzlicher Eile: »Ich hatte eigentlich gehofft, wir könnten uns noch einen Moment unterhalten, Kitty.«

»Ein andermal, George«, sagt sie. »Ich bin spät dran.«

Sie berührt seinen Arm und bedenkt ihn mit einem Lächeln, um die unausgesprochene Zurückweisung abzumildern, dann rennt sie die Haupttreppe hinunter. Louisa wartet vor dem reich verzierten Kamin in der großen Eingangshalle. Sie trägt die mittlerweile ausrangierte Uniform der First Aid Nursing Yeomanry, vom Schneider ihres Vaters eigens für sie angefertigt, das Abzeichen in den Farben der FANY rosa und blau. Kitty zieht die Brauen hoch.

»Zum Teufel mit allen«, sagt Louisa fröhlich. »Wenn ich schon abends beim Ausgehen Uniform tragen muss, dann trage ich verdammt noch mal eine, die mir passt.«

Kitty und Louisa haben sich beide freiwillig zur FANY gemeldet – ein etwas vornehmerer Kreis als der ATS, der Auxiliary Territorial Service – und sich im Ausbildungslager in Strensall kennengelernt.

»Ich hab ja nichts dagegen, mich von Lesben in Filzhüten rumkommandieren zu lassen«, meint Louisa, »solange sie von meinem Stand sind.«

Vor zwei Jahren ist die stolze FANY mit dem ATS zusammengelegt worden, dessen Mitglieder ganz und gar nicht von Louisa Stand sind und die hässlichsten Uniformen aller Truppen haben.

Draußen hat der Regen endlich aufgehört. Ein Haufen Cameron Highlanders sitzt vor dem Pub auf dem feuchten Grasstreifen. Von drinnen dringen Jubel und Gelächter.

»Da wollt ihr bestimmt nicht rein, Schätzchen«, ruft ein Soldat ihnen zu.

»Hier draußen seh ich nichts zu trinken«, gibt Louisa zurück.

Sie treten in den Schankraum und finden eine gemischte Gruppe aus Camerons und Royals vor, die auf die Tische einhämmern und anfeuernd brüllen. Ein Soldat von den Fusiliers Mont-Royal tanzt auf einem Tisch.

»*Frenchie! Frenchie! Frenchie!*«, brüllen die Männer im Chor. »Ausziehen! Ausziehen! Ausziehen!«

Der Soldat, ein schlaksiger Frankokanadier mit zerfurchtem Stoppelgesicht, mimt einen Striptease. Ohne auch nur ein einziges Kleidungsstück abzulegen, schafft er es, die Illusion zu erzeugen, er sei eine reizvolle junge Frau, die Hülle um Hülle abstreift.

Kitty und Louisa sehen wie gebannt zu.

»Bravo, Marco!«, grölen seine Kameraden. »*Baisez-moi, Marco! Allez Van Doo!*«

Der Soldat windet sich mit verführerischer Geschmeidigkeit, während er sich behutsam Stück für Stück unsichtbare Strümpfe von den Beinen schält. Jetzt ist er bis auf Büstenhalter und Höschen schein nackt und tut so, als verdecke er schamhaft den Schritt mit den Händen, spreizt und schließt die Beine. Als sie die Gesichter der Männer um sich herum betrachtet, wird Kitty klar, dass sie wirklich erregt sind.

»Zeig uns, was du zu bieten hast, *Frenchie!*«, johlen sie. »Runter mit dem Schlüpfers. Ausziehen, ausziehen, ausziehen!«

Zentimeter um neckischen Zentimeter gleitet der imaginäre Schlüpfers abwärts, während der Darsteller weiterhin in voller Khakiuniform bleibt. Kitty fängt Louisas Blick auf und sieht dort dieselbe Verblüffung. Das Ganze ist bloß ein Scherz, doch die Lüsterheit der Männer ist nur allzu real.

Jetzt ist der Schlüpfers abgestreift. Die Beine sind fest überkreuzt. Der unansehnliche Soldat, der zugleich eine wunderschöne nackte Frau ist, hält sein Publikum im Bann freudiger Erwartung. Dann reißt er endlich die Hände hoch, spreizt die Beine und schiebt den Unterleib nach vorn, und ein gewaltiges Aufseufzen der Befriedigung erfüllt die rauchgeschwängerte Luft.

Jetzt, wo die Vorstellung vorbei ist, wird den jungen Männern, die den Schankraum füllen, klar, dass sich zwei echte weibliche Wesen unter ihnen befinden. Lachend und drängelnd wetteifern sie darum, näher an die beiden heranzukommen.

»Na seht mal, wer da ist! Komm, Süße, ich geb dir einen aus! Der geht auf mich. Mach doch mal Platz, Kumpel! Lass die anderen auch mal!«

Kitty und Louisa werden immer weiter zurückgedrängt, bis sie sich an der Wand wiederfinden. Die eifrigen Aufmerksamkeiten der aufgeregten Soldaten werden ihnen langsam unbefuglich.

»Immer mit der Ruhe, Jungs«, beschwichtigt Kitty und lä-

chelt selbst dann noch, als sie versucht, grabschende Hände abzuwehren.

»Hey!«, ruft Louisa. »Weg mit euch! Ihr zerquetscht mich ja!«

Keiner der Soldaten will sie bedrängen, doch die hinteren drängeln nach vorn, und die, die vorn sind, werden gegen die Mädchen gedrückt. Allmählich bekommt Kitty es mit der Angst zu tun.

»Bitte«, stammelt sie. »Bitte.«

Eine befehlende Stimme ertönt.

»Weg da! Zurück! Aus dem Weg!«

Ein hochgewachsener Soldat bahnt sich einen Weg durch die Menge, packt Männer am Arm, zerrt sie zur Seite.

»Idioten! Affenpack! Zurück mit euch!«

Die drängelnden Soldaten weichen vor ihm auseinander, begreifen urplötzlich verlegen, dass die Situation aus dem Ruder gelaufen ist. Der Mann erreicht Kitty und Louisa und breitet die Arme aus, um vor ihnen Platz zu schaffen.

»Entschuldigt. Euch ist doch hoffentlich nichts passiert?«

»Nein«, sagt Kitty.

Der Mann vor ihr trägt eine Uniform ohne jegliche Abzeichen. Er ist jung, nicht viel älter als sie selbst, und sieht unglaublich gut aus. Sein Gesicht ist schmal mit einer kräftigen Nase über einem vollen, empfindsamen Mund. Seine blauen Augen unter den geschwungenen Brauen schauen sie mit einem Blick an, dem sie noch nie begegnet ist. Er besagt: Ja, ich kann dich sehen, aber es gibt noch andere wichtigere Dinge für mich.

Die Soldaten, die er verdrängt hat, finden allmählich ihr Selbstvertrauen wieder.

»Für wen hältst du dich eigentlich, Kumpel?«

Der junge Mann richtet seinen weggetretenen Blick auf den Sprecher und sieht, wie dieser drohend die Hand hebt.

»Fass mich an«, sagt er, »und ich brech dir das Genick.«

Irgendetwas an der Art und Weise, wie er das sagt, veranlasst

den Soldaten dazu, die Hand sinken zu lassen. Einer der anderen sagt halblaut: »Lass ihn in Ruhe, Kamerad. Der gehört zu so 'ner Scheißkommandotruppe.«

Daraufhin zerstreut sich die Menge und lässt Kitty und Louisa bei ihrem Retter zurück.

»Danke«, sagt Kitty. »Ich glaube nicht, dass die uns was tun wollten.«

»Nein, natürlich nicht. Haben nur rumgealbert.«

Er geleitet sie zur Bar.

»Habt ihr Brandy?«, fragt er den Barkeeper. »Diese beiden jungen Ladys stehen unter Schock.«

»Ach nein, es geht schon«, wehrt Kitty ab.

»Ja bitte«, sagt Louisa und tritt ihr auf den Fuß.

Der Barkeeper holt eine Flasche Küchenbrandy unter dem Tresen hervor und schenkt verstohlen zwei kleine Gläser ein. Der Soldat reicht sie Kitty und Louisa.

»Zu medizinischen Zwecken«, bemerkt er.

Kitty nimmt ihr Glas und nippt daran. Louisa trinkt beherzter. »Cheers«, sagt sie. »Ich bin Louisa, und das ist Kitty.«

»Wo seid ihr stationiert?«

»In dem Riesenhaus da.« Mit einer Kopfbewegung deutet Louisa die Straße hinauf.

»Sekretärinnen?«

»Fahrerinnen.«

»Seht euch nachts schön vor«, meint er. »Bei Verdunkelung kommen auf der Straße mehr Leute um als durch den Feind.«

Kitty trinkt den Brandy, ohne es zu merken. Ihr wird ganz schwummrig davon.

»Und wer sind Sie?«, fragt sie. »Ich meine, was sind Sie?«

»Spezialeinheit«, sagt er.

»Oh.«

»Tut mir leid, ich will hier nicht auf geheimnisvoll machen. Aber das ist wirklich alles, was ich sagen darf.«

»Dürfen Sie uns Ihren Namen verraten?«

»Avenell«, sagt er und streicht sich das dunkle Haar zurück, das ihm immer wieder in die Augen fällt. »Ed Avenell.«

»Sie sind ein Ritter in silberner Rüstung«, stellt Louisa fest, »der uns bedrängten Demoiselles beigesprungen ist.«

»Demoiselles?« Nicht einmal ein Zucken in seinem blassen Gesicht. »Wenn ich das gewusst hätte, ich weiß nicht, ob ich mir die Mühe gemacht hätte.«

»Mögen Sie denn keine Demoiselles?«, erkundigt sich Kitty.

»Um die Wahrheit zu sagen«, erwidert er, »ich weiß gar nicht genau, was eine Demoiselle ist. Ich glaube, das könnte eine Art Frucht sein, die leicht Druckstellen kriegt.«

»Das ist eine Damaszenerpflaume«, sagt Kitty. »Vielleicht sind wir ja bedrängte Pflaumen.«

»Pflaumen kann man nicht bedrängen«, wendet Louisa ein.

»Ich weiß nicht«, überlegt Ed. »Ist bestimmt nicht sehr lustig, zu Mus gemacht zu werden.«

»Dagegen hätte ich nichts«, sagt Louisa. »Man wird gequetscht, bis der Saft kommt, und dann wird man aufgeschleckt.«

»Louisa!«, entfährt es Kitty.

»'tschuldigung«, sagt Louisa. »Das ist der Brandy.«

»Eigentlich ist sie gut erzogen«, erklärt Kitty Ed. »Ihr Cousin ist ein Herzog.«

»Und Sie sind immer noch bloß Corporal«, meint er. »Das ist doch nicht in Ordnung.«

»Lance Corporal«, berichtigt Louisa und tippt auf ihren einen Ärmelstreifen.

Der junge Mann richtet seinen festen Blick auf Kitty.

»Und was ist mit Ihnen?«

»Ach, ich komme ganz bestimmt nicht aus der obersten Schublade«, sagt sie. »Wir Teales zählen eher zur Mittelklasse. Alles Geistliche und Ärzte und so was.«

Plötzlich fühlt sie sich so wackelig, dass sie weiß, sie muss

sich hinlegen. Der Brandy hat sie am Ende eines langen Tages erwischt.

»Entschuldigen Sie«, sagt sie. »Wir sind heute um vier Uhr aufgestanden, wegen dem Manöver.«

Sie macht sich auf den Weg zur Tür. Anscheinend taumelt sie ein bisschen, denn ehe sie sich versieht, nimmt er ihren Arm.

»Ich bringe Sie zurück«, sagt er.

»Mich auch«, verlangt Louisa. »Ich bin auch um vier aufgestanden.«

Also nimmt der galante Kommandosoldat an jeden Arm eine Dame, und sie gehen die Straße zu dem großen Haus hinauf. Die Soldaten, an denen sie vorbeikommen, grinsen und sagen: »Saubere Arbeit, Kamerad!«, und: »Sag Bescheid, wenn du Hilfe brauchst.«

Vor der Haustür trennen sie sich.

»Corporal Kitty«, sagt er und salutiert. »Corporal Louisa.«

Die jungen Frauen erwidern den Salut.

»Aber wir wissen gar nicht, was für einen Rang Sie haben«, meint Kitty.

»Ich glaube, ich bin Lieutenant oder so was«, antwortet er. »Meine Einheit legt nicht viel Wert auf Dienstgrade.«

»Können Sie wirklich jemandem das Genick brechen?«, will Louisa wissen.

»Ohne Weiteres«, sagt er und schnippt mit den Fingern.

Dann geht er.

Kitty und Louisa treten in den Säulengang, ihre Blicke begegnen sich, und beide platzen los.

»Großer Gott!«, stößt Louisa hervor. »Der ist ja ein Traum!«

»Gequetscht, bis der Saft kommt? Also wirklich, Louisa!«

»Na ja, warum denn nicht? Wir haben doch Krieg, oder? Der kann gern jederzeit vorbeikommen und mich aufschlecken.«

»Louisa!«

»Tu nicht so schockiert. Ich hab doch gesehen, wie du ihn angeschmachtet hast.«

»So bin ich eben. Ich kann nicht anders.«

»Kommst du mit in die Messe?«

»Nein«, wehrt Kitty ab. »Ich bin wirklich fix und fertig. Das war kein Vorwand.«

Allein in dem Kinderzimmer unter dem Dach zieht Kitty sich langsam aus und denkt an den jungen Kommandooffizier. Sein ernstes, belustigtes Gesicht hat sich ihr deutlich ins Gedächtnis geprägt. Vor allem erinnert sie sich an den Blick dieser weit auseinanderliegenden blauen Augen, die sie gleichzeitig zu sehen und nicht zu sehen schienen. Trotz all seines Anstarrens hatte sie nie das Gefühl, dass er irgendetwas von ihr wollte. Da war nichts Flehendes. Stattdessen war dort etwas anderes, etwas Verletzliches. Eine Art Traurigkeit. Diese Augen sagen, dass sie nicht damit rechnen, dass Glück von Dauer ist. Das ist es, mehr als sein gutes Aussehen, weswegen er ihr nicht aus dem Kopf gehen will bis zu dem Moment, als sie sich schließlich dem Schlaf ergibt.

2. KAPITEL

Das Hinterrad des Motorrads dreht auf der Kreideschmiere des Feldwegs kurz durch, so dass der Motor aufheult. Der Fahrer schwenkt aus, damit die Reifen wieder greifen, wird langsamer und legt sich in die Kurve, fährt um das Ende des Stalls herum auf den Hof. Hühner stieben gackernd auseinander, nur um sofort zurückzukehren, sobald der Motor er stirbt. Um diese Zeit werden die Küchenabfälle in den Hof geworfen. Krähen warten in den Birken.

Der Fahrer schiebt seine Schutzbrille hoch und reibt sich die Augen. Die Straßen waren den ganzen Tag glatt und gefährlich, und er ist froh, endlich von der Maschine runter zu sein. Mary Funnell, die Frau des Bauern, öffnet die Haustür. Sie hält ihren Schürzensaum in einer Hand und ruft: »Sie haben Besuch.«

Larry Cornford nimmt den Helm ab, so dass ein Gewirr goldbrauner Locken zum Vorschein kommt. Sein breites freundliches Gesicht schaut suchend über den Hof, seine Augen blinzeln. Er erblickt einen Jeep, den er nicht kennt.

»Danke, Mary.«

Die Farmersfrau schüttelt den Inhalt ihrer Schürze aus, und die Hühner stürzen sich auf die Abfälle. Larry zerrt seinen Tornerster vom Gepäckträger des Motorrads, tritt in die Küche des Bauernhauses und überlegt, wer der Besucher wohl sein mag.

Rex Dickinson, der Sanitäter, mit dem er sich dieses Quartier teilt, sitzt am Küchentisch, raucht seine Pfeife und lacht unbehaglich. Wegen seiner Eulenbrille, des langen dünnen Halses und seiner völligen Alkoholabstinenz macht sich alle Welt stän-

dig über Rex lustig, was er geduldig und mit Humor hinnimmt. Jeder mag Rex, und sei es nur, weil er so wenig für sich selbst verlangt. Er ist so bescheiden, dass man ihn ermahnen muss, seine eigenen Rationen zu essen.

Rex gegenüber, dunkel vor dem hellen Rechteck des Küchenfensters, steht eine schlanke Gestalt, die Larry augenblicklich wiedererkennt.

»Eddy!«

Ed Avenell streckt Larry eine träge Hand entgegen. »Dein Mitbewohner hier, Larry, hat mich gerade in Sachen göttliche Vorsehung ins Bild gesetzt.«

»Wo in Gottes Namen kommst du denn her?«

»Aus Shanklin auf der Isle of Wight, jetzt, wo du fragst.«

»Das muss gefeiert werden. Mary, holen Sie den Apfelwein raus.«

»Apfelwein?«, bemerkt Ed skeptisch.

»Nein, das Zeug ist gut. Hausgemacht, haut rein wie nur was.«

Larry steht da und strahlt seinen Freund an.

»Dieser Dreckskerl«, sagt er zu Rex, »hat mir die fünf besten Jahre meines Lebens versaut.«

»Ach, der ist auch einer von euch, was?«, fragt Rex und meint damit die Katholiken Englands. Er selbst ist der Sohn eines methodistischen Geistlichen. »Hätte ich mir denken können.«

»Steck mich bloß nicht mit dem in eine Schublade«, verwarht sich Ed. »Dass wir auf derselben Schule waren, hat überhaupt nichts zu sagen. Mich haben die Mönche nicht drangekriegt.«

»Immer noch auf Protest getrimmt?«, erkundigt sich Larry wohlwollend. »Ich schwör's, wenn sie Ed auf eine marxistisch-atheistische Schule geschickt hätten, wäre glatt ein Mönch aus ihm geworden.«

»Du bist doch derjenige, der Mönch werden wollte.«

Das ist wahr. Larry lacht bei der Erinnerung. Im Alter von

fünfzehn Jahren hat er mal ein paar unbesonnene Monate lang erwogen, ein Gelübde abzulegen.

»Hat Mary dir was zu essen gegeben? Ich bin am Verhungern. Was machst du überhaupt hier? Bei welcher Einheit bist du? Was soll denn das für 'ne Uniform sein?«

Die Fragen sprudeln hervor, während Larry sich niederlässt, um sein verspätetes Abendessen zu verzehren.

»Ich bin beim 40sten Royal Commando«, berichtet Ed.

»Mein Gott, ich wette, das findest du toll.«

»So komme ich aus der Army raus. Ich glaube, die Army kotzt mich noch mehr an als damals die Schule.«

»Es ist und bleibt aber die Army.«

»Nein. Bei den Kommandotruppen erledigen wir die Dinge auf unsere Weise.«

»Immer noch derselbe alte Ed.«

»Und wie gewinnst du den Krieg, Larry?«

»Ich bin der Verbindungsoffizier zur 1. Division der kanadischen Armee. Im Combined Operations Headquarters.«

»Combined Ops? Wie bist du denn bei denen gelandet?«

»Mein Vater kennt Mountbatten. Aber ich mach nichts besonders Interessantes. Das Kriegsministerium stellt mir eine BSA M20 und eine Aktentasche zur Verfügung, und ich setze mich auf mein Motorrad und fahre mit hochgradig geheimen Unterlagen hin und her, in denen drinsteht, dass die Kanadier noch mehr Manöver durchführen sollen, weil es für sie nämlich im Großen und Ganzen überhaupt nichts zu tun gibt.«

»Ganz schön harte Arbeit«, bemerkt Ed. »Kommst du zum Malen?«

»Ein bisschen«, antwortet Larry.

»Erst will er Mönch werden«, sagt Ed zu Rex, »und dann will er Künstler werden. Der hatte schon immer einen leichten Sprung in der Schüssel.«

»Auch nicht mehr als du«, widerspricht Larry. »Was soll denn

diese Geschichte, zu den Spezialkommandos zu gehen? Willst du etwa jung sterben?»

»Warum nicht?«

»Du machst das, weil du dein Leben der nobelsten Sache weihen willst, die dir bekannt ist.« Larry spricht mit fester Stimme und zeigt mit seiner Gabel auf Ed, als erteile er einem ungeratenen Kind Anweisungen. »Und genau das tun Mönche, und Künstler tun das auch.«

»Jetzt mal ganz im Ernst, Larry«, erwidert Ed. »Du hättest bei den Bananen bleiben sollen.«

Wieder platzt Larry laut heraus, obwohl das eigentlich kein Witz ist. Das Unternehmen seines Vaters importiert Bananen mit solchem Erfolg, dass es quasi eine Monopolstellung erlangt hat.

»Also, was machst du hier, alter Schurke?«, fragt er.

»Ich wollte dich besuchen.«

»Wie hast du das hingekriegt?«

Dieser Tage muss man wirklich Einfluss haben, um sich einen Jeep und das nötige Benzin zu besorgen.

»Ich habe einen verständnisvollen Vorgesetzten«, meint Ed.

»Bleibst du über Nacht hier?«

»Nein, nein. So gegen zehn bin ich wieder auf dem Rückweg. Aber hör zu, Larry. Ich hab versucht, dich zu finden, also hab ich im Dorf in einem Pub vorbeigeschaut. Und rate mal, was passiert ist?«

»Er wurde vom Blitz getroffen«, sagt Rex. »Wie Paulus auf der Straße nach Damaskus. Hat er mir gerade erzählt.«

Das ist Rex' trockener Humor.

»Ich hab ein Mädchen kennengelernt«, berichtet Ed.

»Ach«, sagt Larry. »Ein Mädchen.«

»Ich muss sie unbedingt wiedersehen. Wenn nicht, sterbe ich.«

»Du willst doch sowieso sterben.«

»Aber erst will ich sie wiedersehen.«

»Und wer ist sie?«

»Sie sagt, sie ist ATS-Fahrerin.«

»Diese ATS-Mädels kommen ganz schön rum.«

Arthur Funnell erscheint mit hängenden Schultern und der übliche Leichenbittermiene im Türrahmen.

»Hat einer von den Herren vielleicht einen Wetterbericht gesehen?«, erkundigt er sich. »Wenn's noch mehr Regen gibt, dann will ich's gar nicht wissen, mir reicht's nämlich.«

»Morgen scheint die Sonne, Arthur«, sagt Larry. »Wieder so um die zwanzig Grad.«

»Und für wie lange?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Ich brauch 'ne Woche Sonnenschein, sagen Sie denen das, sonst vergammelt mir das Heu.«

»Ich sag's ihnen«, verspricht Larry.

Der Farmer geht wieder.

»Er braucht Hilfe bei der Heuernte«, meint Rex. »Das hat er mir vorhin gesagt.«

»Er sollte sich ein paar Kanadier holen«, antwortet Larry. »Das sind schließlich alles Jungs vom Land. Die langweilen sich im Camp doch zu Tode.«

»Wen interessiert denn das Heu?«, fragt Ed. »Was mache ich jetzt mit diesem Mädchen?«

Larry zieht eine Zigarettenpackung hervor und bietet Ed eine an.

»Hier. Kanadische, aber gar nicht schlecht.«

Die Marke heißt Sweet Corporal. Rex zündet seine Pfeife an, während Larry dankbar an seiner Zigarette zieht.

»Ich stecke in diesem verdammten Shanklin fest«, knurrt Ed. »Vorm Wochenende schaffe ich's auf keinen Fall mehr hierher.«

»Dann triff dich halt am Wochenende mit ihr.«

»Bis dahin könnte sie schon verheiratet sein.«

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



William Nicholson

Eine Liebe in Edenfield

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 576 Seiten, 12,5 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-47974-0

Goldmann

Erscheinungstermin: Januar 2014

Drei Schicksale, die durch Liebe, Freundschaft und Tragik miteinander verbunden sind

Während des Zweiten Weltkriegs lernt die lebenslustige Kitty zwei sehr unterschiedliche Männer kennen: Ed Avenell, einen charismatischen, aber von inneren Dämonen besessenen Kommandosoldaten, und dessen besten Freund, den kunstsinnigen Larry Cornford. Beide verlieben sich in Kitty, die wiederum ihr Herz an Ed verliert. Die beiden heiraten, kurz bevor Ed und Larry in das besetzte Frankreich geschickt werden, wo Ed in Gefangenschaft gerät. Als er 1945 schließlich nach England und zu Kitty zurückkehrt, ist er verschlossener denn je. Larry versucht, als guter Freund für Kitty da zu sein. Doch schon bald flieht er vor seinen Gefühlen für sie nach London. Vergessen aber, kann er sie nicht ...



Der Titel im Katalog